

Ein Wald am Stadtrand ändert sein Gesicht

Von Otto Feucht

„Den 17. August 1770 waren der Herzog bei dem Hirschjagen im Kräher und fingen 9 Hirsche, welche in den neuen Zwinger getan wurden“. So berichtet der herzogliche Generaladjutant Freiherr v. Buwinghausen-Wallmerode in seinem Tagebuch von 1737 bis 1793. Mit dem Zwinger ist der „Eingemachte Wald“ südlich der Solitude gemeint, der zum „Roten Tiergarten“ wurde, dem größten der rings um das Schloß von Karl Eugen angelegten fünf Tiergärten.

Was waren das noch Zeiten, als man so nahe der Stadt, im Kräherwald, noch Hirsche jagen konnte! – So mag mancher im ersten Augenblick denken! Aber war das denn damals in der Nähe der Stadt? Die lag doch unten im Kessel, weitab vom Wald, und hatte noch lange nicht begonnen, am Hang emporzuklettern! Am Hang, der von Heide bekrönt, Weinberge und Gärten trug, aber früher doch auch einmal Wald gewesen war, ehe dieser gereutet wurde. Straßennamen erinnern heute daran, die Hauptmannsreute, die eigentlich Hartmannsreute geheißen hat, die Falkertstraße, die den Namen des Falkhardt festhält, des nach Falken benannten gemeinsamen Weidewalds (Hardt), die Forststraße, nach dem Forst, dem der gemeinsamen Nutzung entzogenen Walde, hoch über dem Hoppenlau, dessen Name ein vermutlich nach dem Eigentümer benanntes Eichengehölz bedeutet.

Von all denen ist nur der Kräherwald übriggeblieben, und er war der Wald meiner frühen Jugend, denn er war am schnellsten zu erreichen von der Calwer Straße, und später von der Hospitalkirche her, bei der wir wohnten. Hat nicht auch sein Name uns etwas zu erzählen? Daß er nach dem Vogel benannt ist, wird der Schwabe kaum glauben, er kennt ja nur „Krabben“. Auf der ersten Forstkarte von 1680, die den Namen verzeichnet, reicht er westlich bis zum Heschlacher Tal, umfaßt also den gesamten alten Stadtwald auf dieser Seite des Tales, dessen Namensgebung von der ersten Siedlung Tunzhofen ausgegangen ist, lange ehe es einen Stutengarten, ein Stuttgart, gab! Und es ist wenig wahrscheinlich, daß ein so ausgedehnter Wald nach dem Vogel benannt worden wäre. Aber gibt oder gab es nicht ein ganz ähnliches Wort mit anderer Bedeutung? Hört man nicht da und dort in der weiteren Umgebung von Krähen oder Kräen sprechen, wenn im Winterwald das geschlagene Reisig

zu kleinen Bündeln aufbereitet wird, zu handgerechten Büscheln, die unzerteilt in den Backofen, in den Herd geschoben werden? Hat uns nicht Martin Lang so liebevoll vom „Büschelsmann“ erzählt, der noch vor 70 Jahren auch in Stuttgart seine Ware ausgeboten hat? Das eben waren die Krähen, und daß der Kräherwald solche in erster Linie geliefert hat, sieht der Kundige ihm heute noch an. Wohl jedem fällt auf, sobald er darauf achtet, daß der Kräherwald ziemlich einförmig ist, daß sich kaum eine mehrhundertjährige Eiche oder Buche findet, im Gegensatz zu entfernteren Wäldern oder auch zum Wald auf der anderen Talseite, jenseits des Nesenbachs. Vom Nadelholz fehlten Tanne, Fichte und Lärche ursprünglich ganz, nur die Forche (Kienföhre = Kiefer) mag vereinzelt am Waldrand oder auf der Heide sich gefunden haben. Das Laubholz aber, hauptsächlich Eiche, Hagbuche, Buche und Birke, wurde jahrhundertlang so behandelt, daß möglichst viel Brennreisig erzeugt wurde, der Wald wurde in geordnetem Turnus stückweise kahlgeschlagen, dann zum Wiederaustreiben sich selbst überlassen, bis er sich aus Stockausschlägen so erneuert hatte, daß er nach 20 oder 30 Jahren wiederum geschlagen werden konnte. Das war der Ausschlags- oder Niederwaldbetrieb, wie er im größten Teil unseres Laubwaldgebietes im Unterland allgemein üblich war, vielfach auch als „Eichenschälwald“ zur Gewinnung von Gerbrinde diente. Zu diesem Zweck wurden 1849 im Kräherwald 470 Morgen bestimmt, vorher waren es nur 26 gewesen! Diese Umwandlung kam nicht mehr ganz zustande, in meiner Jugend war sie erst teilweise durchgeführt. Aber ehe wir zum heutigen Waldbild kommen, seien *Erinnerungen hervorgeholt an den Weg zum Walde*, den wir so oft, zeitweilig im Sommer fast Abend für Abend, zu Fuß zurücklegten!

Da war zuerst, rechts an der Lindenstraße, die heute Kienestraße heißt, die einstige Kaserne der Gardenjäger, aus deren Stallungen die Pferde der Post, paarweise geschirrt, zum Bahnhof oder zum Posthof an der Fürstenstraße geführt wurden, um dort die beladenen Paketkarren abzuholen zum Ausfahren in die Stadt. Sie hat dem Neubau des Landesgewerbemuseums Platz machen müssen, das 1896 durch die große „Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe“ eingeweiht worden ist. An der Schloßstraße



Im Kräherwald am Weilemer Weg

Aufnahme Feucht

standen wir Buben Spalier, als 1885 der alte Kaiser mit dem Kronprinzen samt Gefolge durch die Stadt fuhr, und wenige Jahre später etwas weiter oben, bei der alten Büchsenkaserne, um dem jungen Kaiser zuzujubeln, mit nagelneuen roten Klassenmützen! Zwischen Schloß- und Schellingstraße folgten rechter Hand die „Hofdienerwohngebäude“, wo es fast immer etwas zu sehen gab, die Lakaien, Kutscher u. a.

des Königs in leuchtendem Rot, die der herzoglichen Linien in gedämpftem Blau oder dunklem Grün. Dann kam der alte Zirkus, ein Behelfsbau aus Backstein, in den ich zum ersten Male zum Bestaunen einer Hottentottenfamilie eintreten durfte, später manchmal zum Besuch reisender Zirkusunternehmen. Und dann die Garnisonkirche zur Linken, ihr gegenüber das Realgymnasium, die Schöpfung Dillmanns,



Vom Gähkopf geht der Blick über den Kräherwald zum Lemberg

Aufnahme Feucht

beide aus Mitteln der Kriegsentschädigung erbaut. An die Linden zwischen beiden knüpfen sich vor allem zwei Erinnerungen: einmal saßen auf den Bäumen seltsame Vögel, wie ich sie nie vorher gesehen hatte und nie später nochmals im Freien sah, es waren Seidenschwänze, die der kalte Winter aus dem Norden zu uns geführt hatte. Und das andere Bild: da stand am Fenster der Schule, in die ich 1887 eingetreten war, unser alter Dillmann, der „Herr“, er wies uns, es war in der obersten Klasse, die Linden, die eben auszutreiben begannen, wies uns auf die strengen Gesetze, nach denen jeder Baum, jede Pflanze sich entfaltet, und meinte, man müsse doch einmal die Formel finden, mit der diese Entwicklung sich darstellen lasse, und das möchte er gerne noch erleben! Des Näheren von Dillmann, seinen Lehrern, seiner Schule zu berichten, ist hier nicht der Ort!

Eine willkommene Unterbrechung des Unterrichts gab es, wenn im Oktober mit klingendem Spiel die Rekruten anrückten zur Vereidigung in der Kirche; an Königs Geburtstag, an dem noch mehr dort zu staunen war, hatten wir ja schulfrei! Der jährliche Pferdemarkt nahm alle Straßen rings um die Kirche in Anspruch mitsamt dem großen Gewerbehalleplatz, der, sofern er nicht gerade von Schaubuden besetzt war, uns das ganze Jahr als Turnplatz zur Verfügung stand, zu Ballspielen verschiedenster Art vor allem; von Fußball freilich wußten wir noch nichts. Von

Schaustellungen dort war für mich die erste eine Truppe Singhalesen (1885), es folgte ein Zauber-, ein Affentheater, eine Menagerie mit „Löwenbändiger“, die als große Besonderheit zwei Giraffen und ein Flußpferd zeigte. Manchmal war der ganze Platz besetzt bis dicht an die Kirche mit Rummelbetrieben wie beim Volksfest, die mit ihrer „Musik“ nicht immer bis zum Ende der Schulstunden warteten.

Im Sommer 1896 war der ganze Platz samt dem Stadtgarten und der Gewerbehalle in die schon genannte große Ausstellung einbezogen, als unerhörte Neuheit fand sich dort der „Cinematograph“ oder „Die lebende Photographie“, der erste Anfang des heutigen Kinos!

Auf dem kleinen Platz zwischen der Kirche und der Holzgartenstraße, an der noch der Holzgarten in Betrieb war, der Sammelplatz für das Brennholz für Hof und Staat, wurde 1890 ein Panorama-Rundbau erstellt und mit einer Darstellung aus den Kämpfen der Württemberger 1870 eröffnet, der später u. a. eine Nachbildung des Ölbergs und ein Hochseepanorama folgten. Mit der großen Gewerbehalle war die Stadt zu Ende; wo heute das Lindenmuseum steht, pflückten wir große Sträusse Vergißmeinnicht auf der Wiese.

Unten am Herdweg – den Hegelplatz gab es noch nicht –, stand eine Blechtafel in Form eines Elefanten und wies den Weg zum Tiergarten zum „Nill“, dann



„Ranschaub“ ist heute noch von unseren Weingärtnern sehr begehrt Aufnahme Feucht

wurde jedesmal hinter dem Katharinenhospital an der Ecke eines Seitenweges, der jetzigen Sattlerstraße, das runde, mit Rinde bekleidete Gartenhaus auf der Mauer bewundert, vereinzelt kamen noch etliche Häuser, und an der nächsten Abzweigung zwischen der heutigen Azenberg- und Wiederholtstraße, der „Nill“, über den und über dessen Schicksal in der „Schwäb. Heimat“ 1956, Heft 5, berichtet worden ist. Er war ein ungemein beliebtes Ziel, man mußte staunen, welche Menschenmassen an billigen Sonntagen aus dem kleinen Garten strömten, zumal nach Schluß des Militärkonzertes. Aber einmal gab es einen ungewohnten Aufruhr, aufgeregte Menschen drangen den Herdweg abwärts, die bedrohliche Rufe ausstießen, von Skandal schrien, nach Polizei riefen. Schon drang die Aufregung in die Stadt hinein. Was war geschehen? War ein Löwe ausgebrochen? War ein Unglück geschehen? Ach nein, nur das Bier war ausgegangen, die aufgeregte Menge forderte Bestrafung des Schuldigen für solch unerhörtes Vergehen! Was war geschehen? Der Dichter Karl Gerok gibt uns Auskunft in seinem Gedicht vom „Wundergarten“, das also schließt:

„... Ja gewiß, von Löwenbissen
war ein holdes Kind zerrissen

vor der Mutter starrem Blick!
Oder weh! im Bärengaben
fand man einen kecken Knaben
mit zerschmettertem Genick! . . .
Und ich sah nicht fern vom Garten
einen Wagenlenker warten
lehnend auf sein Zweigespann.
Und, die bittere Wahrheit wagend,
bangen Herzens trat ich fragend
also den Zentauren an:
Freund, warum von diesem Orte
flüchtet alles Volk nach Haus?
und er fand die schlichten Worte:
lieber Herr, das Bier ging aus!“

Weiter oben am Herdweg beim Bahndurchlaß lag ein Garten, zu dem mein bester Freund Zutritt hatte, in dem wir nach Herzenslust „Träuble und Heckenbeerle zopfen“ durften. Und noch höher oben kam die Kreuzung mit dem Hauptmannsreuteweg, an der ein eiserner Tränkbrunnen stand mit fließendem Wasser. Und dort begab es sich im Winter, daß wir, Vater und Sohn, aus der Betäubung erwachend, uns blutend im Schnee liegend fanden: der neue und ungewohnte „Davoser“ (den Ausdruck „Rodel“ kannten wir noch nicht) hatte uns in der Kurve aus



Die große Graslilie war noch vor 50 Jahren im Kräherwald gar nicht selten

Aufnahme Feucht (1911)

der Bahn getragen! Der Schaden an der Linde, die uns vor dem Anprall an den Eintrog bewahrt hatte, erwies sich als nachhaltiger als der an uns selbst, auch die mehrwöchige Schulversäumnis, kurz vor dem Abschluß 1897, konnte ausgeglichen werden. Wie oft mußte ich an dieses Erlebnis denken, nachdem ich 30 Jahre später die Dienstwohnung im Forstamt Solitude dort bezogen hatte! Auch das liegt nun schon weit zurück und ist weitere 35 Jahre her!

Der Herdweg war unsere gewohnte Schlittenbahn, von oben bis mindestens zum Durchlaß, womöglich aber bis zum „Nill“ oder gar über diesen hinaus. Er war streckenweise weit steiler als heute, da das Gefälle längst einigermaßen ausgeglichen ist. Im Sommer, das Jahr über, sahen wir hier oben die Weingärtner bei ihren Arbeiten, etwa beim Tragen des „Leberkieses“ aus den Mergelgruben zur Düngung oder beim Binden der Reben mit „Ranschaub“, dem Waldgras, das heute noch die Weingärtner der Gegend allen anderen Bindemitteln vorziehen, weil es nach richtiger Vorbehandlung das Binden mit einer Hand erlaubt, so daß die andere frei bleibt. Es ist das Pfeifengras, dessen knotenlose Halme einst zum Reinigen der langen Pfeifen benutzt wurden, der

Name dürfte als „rankes Stroh“ zu deuten sein (vgl. Bild S. 13).

Und nun sind wir *oben am Wald*. Einmal kamen wir zugleich mit der Feuerwehr an, die mühsam emporkeuchte, um einen Waldbrand zu löschen, hangabwärts zwischen den beiden Hauptwegen, die von der Doggenburg ins Tal führen. Damals wurden auf der geräumten Fläche Fichten angepflanzt, vielleicht die ersten dieser Art hier, denen bald weitere folgten, denn die alte Bewirtschaftung als Niederwald ging langsam zu Ende. Aber jetzt ist es Zeit, anzuknüpfen, an das, was anfangs über den Wald gesagt worden ist! Solange jeweils der junge Bestand heranwuchs, war zwischen dem immer dichter werdenden Gestänge immer weniger Raum für Blumen und Gräser. Auf einen Schlag änderte sich das nach dem Hieb. Auf der kahlen Fläche konnte aus Wurzelaustrrieben und Samen alles sich entfalten, was im und am Boden die Zeit der Dunkelheit überdauert hatte. So gab es einige Jahre lang Blumen in Fülle, solange, bis sie durch die neuen Stockausschläge wieder erstickt wurden. Namentlich eine Waldfläche am heutigen „Botnanger Hang“ leuchtet mir noch in der Erinnerung: welche Wirrnis von Sträuchern, Wildrosen und



Im Kräherwald am Feuerbach

Aufnahme Ammer

Geißblatt vor allen, wehrte hier den Zutritt, die rotblühende duftende Essigrose, die weiße Kriechrose, Pfirsichglocke und Akelei, Färberscharte, Zaunlilie, Prachtnelke, Doldenmaßlieb und andere, dazwischen auch wohl Gartenflüchtlinge aus den „Gütlen“, zu denen die anstoßende Botnanger Heide geworden war! In den Klingen, die hinab zum Feuerbach führen, haben Geißbart und gelber Fingerhut sich noch lange Zeit gehalten. Der Waldweg gegen Westen endete in einem verlassenen Werksteinbruch. In dessen Steilwand bot eine Aushöhlung, das „Eulenloch“, uns Raum zum Verstecken und zum Räuberspiel. Der Bruch ist aufgefüllt und wieder Wald geworden. Am Talweg im Walde am Feuerbach stießen wir in einer frischen Böschung auf Tonscherben römischer Herkunft, auf „Terra sigillata“; wir gruben und fanden gebrannte und ungebrannte Reste, Stücke von Schalen und Krügen mit dem Namen des Töpfers (Magnus fe[cit]) und einen Model mit eingegrabenen Figuren. Ganz in der Nähe, an der Kreuzung mit dem Weg Doggenburg-Solitude, konnten 1896 die Reste einer

Töpferei festgestellt werden, die Funde, zusammen mit den unsrigen, befinden sich im Landesmuseum. Jenseits des Tales, im Klingler, in dessen Bach es noch Krebse gab, stießen wir auf alte Hufeisen und Reste von Wagenbeschlägen, die sich als mittelalterlich erwiesen. Die uralten Kopfweiden, ganz abenteuerliche Gestalten am Feuerbach, haben lange Zeit ausgehalten, kümmerliche Reste stehen heute noch (siehe Bild). Der Feuerbach selbst, von Otto Reiniger so oft gemalt und uns näher gebracht, ist heute noch nahezu der alte wie vor 60 Jahren, sogar das gelbe Windröschen blüht noch dort. Der Weg ihm entlang ist jetzt in den „Lina-Hähnle-Weg“ einbezogen, der von oben kommt, bis zum Weilemerweg, dem Weg Doggenburg-Weilimdorf, den wir in späteren Jahren als Soldaten oft begingen; von der Rotebühlkaserne zu den Schießbahnen auf dem Heukopf und in der Mähderklinge. Daß das Wiesental selbst, vom Neuen Schützenhaus bis zum „Schönsten Wiesengrund“ unter Landschaftsschutz gestellt wurde, als dauernd



Die letzten alten Weiden am Feuerbach

Aufnahme Ammer

der Erholung dienend, wird heute wohl allgemein gebilligt.

Und wie war es oben auf der anderen Seite, auf der Feuerbacher Heide? Nahe der Doggenburg, in einem kleinen flachen Weiher fingen wir Teichmolche, die wir „Salamander“ nannten, um sie zuhause in mehr oder weniger enge Glasbehälter zu sperren. Dann zog sich quer ein einstiger Kugelfang hin, der sich gut zum Spiel eignete, es kamen die ersten Anfänge des späteren „Anlängles“ und eine Leberkiesgrube, deren Rest als Naturdenkmal erhalten bleibt, um die schöne Schichtung des Mergelbodens zu zeigen. Mit Abstand zog sich die geliebene Heide am und um den Gähkopf hin, auf dem noch kein Bismarckturm stand mit seinen Eichen, die 1909 aus dem Sachsenwald, dem Wald Bismarcks, geholt wurden. Dort war noch richtige Heide, die als Schafweide diente und als Spielplatz, mit schönen Resten von Pflanzen der Steppenheide, leuchtend roten Karthäusernelken und

blauen Herbstastern, Golddisteln und zartviolett-blühendem Lein, mit vielen Enzianen, blauen und violetten, und anderem mehr. Von all dem ist kaum mehr etwas geblieben. Aber die Drachen steigen dort noch wie einst, der freie Raum ist zur Grün- und Erholungsfläche geworden, wenn auch freilich nicht mehr in der alten Ausdehnung.

Auch der Kräherwald selbst hat sein Gesicht verwandelt und seine Bestimmung. Die einst so begehrten „Büschele“ haben völlig ausgespielt. Und Brennholz überhaupt? Vor 15, vor 10 Jahren noch war alles aufbereitete Holz über Nacht restlos verschwunden, zugleich mit dem Dürholz und Reisig. Heute aber bleibt das letztere liegen und vermischt sich mit Unrat und Abfall, der von außen hereingetragen oder von Besuchern hinterlassen wird! Aber je mehr der materielle Ertrag des Waldes ins Wanken kommt, weil die Einnahmen sinken, die Ausgaben steigen, desto mehr wächst die Bedeutung des Waldes,

des stadtnahen Waldes für die Gesunderhaltung der Luft, für die Erholung der Menschen: die Ausgaben für den „Erholungswald“ ersparen Ausgaben für Krankenhäuser, das hat die Stadt Frankfurt als erste voll erkannt und hat daraus die Folgerungen gezogen, und Stuttgart ist daran, dem Beispiel zu folgen.

Auch der Kräherwald ist ein Teil des Waldgürtels auf den Höhen rings um die Kesselstadt, auch er ist leicht zu erreichen mit allen Verkehrsmitteln. Und auch er hilft zur Lufterneuerung und Durchlüftung des Kessels mit, zeitweilig bis herunter zum Katharinenhospital, zumindest aber bis zum Bahndurchlaß im Herdweg. Wer diesen durchschreitet, spürt sofort die andere frischere Luft, die der Wald ins Tal schickt. Nicht ohne guten Grund fahren immer häufiger Privatwagen hinauf zum Waldrand, um dort die Insassen zu entlassen. Und der Wald, der früher reichlich einförmig war infolge der Art seiner Bewirtschaftung, wird immer abwechslungsreicher und geeigneter zur Erholung, in seinem Gemisch der verschiedensten Baumarten und -alter. Allein dreierlei Eichen, dreierlei Ahorne, dreierlei Ulmen finden sich heute; dabei Seltenheiten wie Flatterulme, Speierling (Sperberbaum) und Zerreiche. Die Wirkung der Bomben, die reichlich im Wald fielen, und der großen Brennholz-

not haben sich als günstig erwiesen, insofern als sie die allzu dichten Stangenhölzer aufgelichtet und durchlöchert und dadurch die Umwandlung in aufgelockerte und ungleichaltrige Bestockung eingeleitet haben, wie sie für einen Erholungswald erwünscht ist. Das alles erfordert freilich seine Zeit, die Natur läßt sich nicht zwingen, alte, starke Bäume können trotz allen Fortschritten der Technik eben nicht künstlich gemacht werden.

Aber manches ließe sich wohl besser machen, manches nachhelfen, wenn – ja wenn es Arbeitskräfte gäbe, die sich dazu eignen! So muß manches ungetan bleiben, was dringend wünschenswert wäre! Von dieser Not des Waldes sollte jeder wissen, wenn er Dinge sieht, die ihm nicht gefallen. Mag der Verkehr unabweislich begrenzte Opfer fordern, gleich dem gesamten Waldgürtel rings um den Kessel, wird auch der Kräherwald in Zukunft bitter nötig sein, um das wachsende Häusermeer zu unterbrechen, um das Leben in der Stadt erträglich zu machen, daran kann heute schon gar kein Zweifel mehr möglich sein! Das sind Gedanken und Erinnerungen, die sich einstellen angesichts des Waldes meiner Jugend, der mir heute ständig vor Augen liegt, gleich jenseits der Straße, die seinen Namen trägt!



Zur Gerbindegewinnung wurden die Eichen stehend geschält, die abgelösten Rindenstreifen gebündelt aufgestellt (Beispiel aus dem Südschwarzwald, J. Bartsch, 1931)